



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hellenentum und Christentum : 2. Die nachhomerische Religion : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Seine Seele war fein genug gestimmt, daß sie den tiefen Zwiespalt fühlte, der sich zwischen den in der Höhe liegenden Wegen der großen Politik und den Niederungen des privaten Lebens durchzieht. Oder meint ihr, daß sie nicht zart genug war, aus sich selbst den bitteren Schmerz zu empfinden, daß er in der Höhe nicht handeln durfte wie in der Tiefe? Bismarck hat mit gutem Grunde sein letztes Werk Gedanken und Erinnerungen genannt. Erinnerungen daran und Gedanken darüber, daß das Leben des Staatsmanns nicht ihm selber, sondern seinem Volke gehört, und daß von diesem Fundamentalsatz aus Gesetz und Pflichten ganz anders werden als die, nach denen sich das Leben in seinen persönlichen Beziehungen regeln soll.

Ein Buch voll des ergreifendsten Inhalts. Das Herz will dem Fürsten brechen, weil gerade die, die ihm am nächsten stehn, das Gebot der Notwendigkeit, unter dem er steht, nicht anerkennen wollen, und seine Seele will vergehn, daß er seinen Herrn zwingen muß, zu thun, was zum Nutzen des Ganzen unabweisbar ist. Im Gastmahl des Plato ist uns die Klage eines großen Atheners erhalten, der es beweint, daß er den von Sokrates ihm vorgeschriebnen Pfad der Tugend habe verlassen müssen, da er durch des Philosophen und Fremdes Lehre gehindert sei, die Angelegenheiten der Athener zu betreiben. Gut, daß es ihm wie dem Fürsten Bismarck von einem Gott gegeben war, zu sagen, was er litt. Es ist der einzige Ausweg, den die Herren der Politik vor sich sehen, aus dem furchtbaren Dilemma herauszukommen: die Generalbeichte, die sie ins Ohr der Menschheit hauchen, damit sie Absolution von ihr erhalten. Die Herrenmoral Nietzsches, die sie darüber hinaus heben soll, ist ein Unding, und wer es nichtsdestoweniger versucht, sie als Gesetz in die Welt einzuführen, schleudert wie die Titanen Felsblöcke, die zermalmend auf den eignen Leib zurückfallen.

Arnold Joffe



Hellenentum und Christentum

2. Die nachhomerische Religion

(Schluß)



u den Gebieten, auf denen die doppelte Wirkung des Kulturfortschritts bei gleichzeitiger Zunahme der Volksdichtigkeit sehr auffällig hervortreten pflegt, gehört auch das geschlechtliche und das Familienleben. Einerseits drängt bei den Gebildeten die Verfeinerung jede gröbere Auffassung des Geschlechtsverkehrs zurück und verbirgt sie wenigstens, wo sie sie nicht zu überwinden vermag, und die Liebe treibt zarte Gemütsblüten hervor, von denen ein Teil die Gestalt lyrischer Gedichte annimmt. Andererseits wird die Festigkeit des Ehebundes von außen und von innen erschüttert, indem der im Denken geübte

Geist die Notwendigkeit der Unauflöslichkeit der Ehe, der ehelichen Treue und die Verpflichtung dazu hinwegvernünftelt, die müßige Phantasie die Vorstellung neuer abwechslungsreicher Genüsse erfindet, der Reichtum die Mittel zur Befriedigung dieser wie der andern künstlich erzeugten Bedürfnisse gewährt, und ein zahlreiches Proletariat sei es von Sklaven, sei es von freien Lohnarbeitern entsteht, dessen Lebensverhältnisse ein in jeder Beziehung vollkommenes Familienleben von vornherein ausschließen. In Griechenland vernichtete der Prozeß zunächst die Innigkeit des ehelichen Lebens: die Frau wird aufs Haus beschränkt, der Mann sucht seine Lebensaufgaben, seine Unterhaltung und sein Vergnügen außer dem Hause, und die Frau hat nicht mehr, wie in der Heroenzeit, als gleichberechtigte Genossin den Vorsitz in der Männergesellschaft. Doch wird heute die Herabwürdigung der Frau in der Blütezeit Griechenlands meist übertrieben. Daß die Tragiker die Ehe würdig auffassen, und daß bei Aristophanes die Ehe der Kleinbürger nicht viel anders aussieht als bei uns, ist in den drei Spaziergängen gezeigt worden. Auch habe ich eine Stelle aus Xenophons Hiero angeführt, wo die Ansicht ausgesprochen wird, die Gesetze mehrerer Staaten erlaubten darum dem Ehemanne, die Todesstrafe an dem Ehebrecher sofort und selbst zu vollziehen, weil dieser das hohe Gut der Freundschaft zwischen den Gatten vernichte, die nach dem Verfliegen der sinnlichen Liebe zurückbleibe. Nägelsbach bringt noch mehrere Stellen bei, in denen die Ehe als die innigste Lebensgemeinschaft beschrieben wird, und die gemüthvolle Art und Weise, wie Ischomachus nach seinem Bericht in Xenophons Oekonomikus die junge Gattin zu seiner Gehilfin in der Verwaltung des Hauses erzieht, kann noch heute als Vorbild dienen. (Unter anderm schärft er ihr auch die Pflicht ein, erkrankte Sklaven gut zu pflegen.) Was die Viederlichkeit betrifft, so gereicht es den Griechen immerhin noch zur Ehre, daß ihre Geschichte nur zwei Beispiele von wirklicher Bigamie kennt (eines dieser Verhältnisse war durch politische Rücksichten erzwungen: die Gattin des spartanischen Königs Anaxandridas war unfruchtbar, und der Eurysthenidenstamm drohte zu erlöschen). Successive Polygamie mag freilich, durch die Leichtigkeit der Scheidung ermöglicht, öfter vorgekommen sein; aber das war nach Matth. 22, 23 bei den Juden in ihrer allerfrömmsten Zeit erst recht der Fall, und Hieronymus erzählt von zwei christlichen alten Leuten, die einander heirateten, nachdem jedes von beiden eine unglaubliche Anzahl von Gatten begraben hatte. Von einer Viederlichkeit der Ehefrauen, wie sie die italienischen Novellisten (auch Ariost) und die deutschen Schwankdichter, hoffentlich übertreibend, schildern, findet man in der griechischen Litteratur bis zum Untergange Griechenlands keine Spur. Was dann später im Schmutz der Großstädte des römischen Reichs auch von Menschen griechischer Abkunft verübt worden sein mag, haben die eigentlichen Hellenen nicht mehr zu verantworten.

Jedes Volk hat in jedem längern Abschnitte seines Lebens einen oder mehrere Schandflecke aufzuweisen. Als solchen vermag ich jedoch die Parteinngen in den griechischen Städten und die Fehden der Städte untereinander nicht anzuerkennen. Burckhardt scheint geneigt, wie Döllinger darin einen

Schimpf zu sehen, obwohl er doch bei seiner genauen Kenntniss der Renaissance gewußt haben muß, daß es im mittelalterlichen Italien nicht anders zugegangen ist. Unaufhörliche Fehde zwischen den Gemeinwesen derselben Nation ist bei Kleinstaateren der natürliche und unvermeidliche Zustand, dem im christlichen Europa bekanntlich erst die allgemein durchgeführte Großstaatbildung ein Ende gemacht hat. Die noch übrigen Kleinstaaten werden von den Großstaaten gezwungen, Ruhe zu halten, und über benachbarte Kleinstaaten herzufallen, unterläßt jeder Großstaat aus Furcht vor den andern. Wie es einem Kleinstaat (Kleinstaat der Einwohnerzahl nach) auch heute noch ergehen kann, wenn er keinen Großstaat zum Patron hat, sehen wir in Südafrika. Die Großstaaten aber werden von Angriffen aufeinander nicht allein durch das ungeheure Risiko abgehalten, sondern auch durch den Umstand, daß der moderne Verkehr die Völker durch tausenderlei Interessen miteinander verknüpft, und daß ein sehr ansehnlicher Teil ihrer Interessenkonflikte unblutig, in Zollkriegen ausgekämpft werden kann. Unterlagen die Griechen gleich allen andern Völkern der traurigen Notwendigkeit, sich im Kampf ums Dasein selbst zerfleischen zu müssen, so blieben sie sich wenigstens der Schlechtigkeiten bewußt, die sie dabei begingen. Wie mühen sich die Thebaner, als sie die Zerstörung Plataäs fordern, diese Forderung nicht allein vor den Lacedämoniern, sondern auch vor ihrem eignen Gewissen zu rechtfertigen! Nägelsbach bringt aus Thukydides Beispiele davon, wie man mutiger oder verzagter kämpfte, je nachdem man ein gutes oder ein schlechtes Gewissen hatte, und erinnert besonders daran, wie nach Xenophon (Griechische Geschichte II, 2, 3 und 10) nach dem Unglück bei Agospotamoi die Athener verzweifelten, weil sie sich bewußt waren, kleinere Städte ohne hinreichenden Grund gemißhandelt und dadurch dieselbe Behandlung verdient zu haben.

Als einen wirklichen Schandfleck, der durch nichts entschuldigt werden kann, habe ich die Sklavenfolter bezeichnet. Darüber ist nun an seinem Ort gesagt worden, was zu sagen war; Nägelsbach und Burckhardt scheinen auch nicht viel mehr davon zu wissen. Was die Sklaverei im allgemeinen betrifft, so meint Nägelsbach, bei der großen Zahl der Sklaven würden sie eine beständige Gefahr für den Staat gewesen sein, wenn das grausame Recht, d. h. ihre Rechtlosigkeit*) nicht durch Religion und Sitte gemildert worden wäre. Das sei aber vielfach geschehn. Eben weil das Gesetz sie nicht schützte, hätten sie zu den Personen gehört, die die Gottheit in ihren Schutz genommen habe. Die enge Hausgemeinschaft habe das übrige gethan, und im höchsten Grade merkwürdig sei es besonders, daß der freigeborne Knabe einem Sklaven in Obhut gegeben wurde, der als Pädagoge sogar die Vollmacht gehabt habe, seinen Zögling mit Schlägen zu züchtigen. Die Lacedämonier, die in keinerlei gemüthlichen Verkehr mit ihren Heloten getreten zu sein scheinen, halfen sich bekanntlich dadurch, daß sie deren Zahl von Zeit zu Zeit durch Niedermetzelung

*) Die jedoch nicht absolut war; es gab Gesetze zum Schutze des Lebens und sogar der Keuschheit der Sklaven und zum Schutze vor übermäßigen Mißhandlungen.

verminderten. Übrigens ersehe ich aus einer Anmerkung Cyths zu seiner Plato-übersezung (Gesetze I, 7), daß die Richtigkeit der gewöhnlichen Erklärung des Wortes Krypteia angezweifelt wird, da bei Plato das Wort bloß eine sehr beschwerliche militärische Übung zu bezeichnen scheint.*)

Ehe noch das griechische Nationalleben seine Blüte voll entfaltet hatte, fing die Religion an, einer Umbildung und zugleich der Zersezung zu verfallen. Die Umbildung ging vom bösen Gewissen und von der Furcht vor dem Jenseits aus. Und hier kommen wir nun zu einem Element der Religion und der Ethik, das die Griechen wirklich aus dem Orient empfangen haben. Nach Herodot stammt der Unsterblichkeitsglaube aus Ägypten, nach Pausanias von den Indern und den Chaldäern. Beide haben Recht. Die indische und die ägyptische Form dieses Glaubens war die Seelenwandrung; diese wurde aber nur von einzelnen Philosophen, von Pythagoras, Plato und einigen ihrer Schüler angenommen, vom Volke (das dafür die Metamorphosen liebte, als eine neue Begründung der Naturbeseelung) zurückgewiesen. Dagegen fand der ägyptische Glaube an ein Totengericht und an Belohnung und Bestrafung aller Menschen nach ihrem Verdienst ziemlich allgemein Eingang. Pindar führte diesen Glauben in die Litteratur ein. Auch er wird wie der homerische Achill durch den Traum bestimmt, an die Seele als ein Wesen zu glauben, das unabhängig vom Leibe bestehen könne. Aber anstatt wie Homer in der Seele bloß ein wesenloses Schattenbild des Leibes zu sehen, hält er sie für etwas über den Leib Erhabnes. Die Seele schlafe, wenn die Glieder wirken, aber wache, wenn sie schlafen, sagt er ganz orientalisches-neumystisch; und da sie dann zukünftige Dinge verkündige, so beweise sie dadurch ihre höhere Abstammung. Sie sei also ein Teil des göttlichen Geistes und lebe fort, wenn der Leib zerfällt. Bei den Tragikern erscheinen alle verstorbenen Helden als bewußte Wesen, die von der Unterwelt oder vom Elysium aus auf der Oberwelt fortwirken. Bestraft aber werden nach dem neuen Glauben, der rasche Verbreitung im Volke findet, nicht mehr bloß einzelne große Frevler wie bei Homer, sondern alle, die sich im Leben irgendwie vergangen haben und nicht in einem Mysterieskult gereinigt und entschuldigt worden sind. Wiederum waren es Künstler, die auch diesen neuen Glauben den Gemütern tief einprägten; diesmal allerdings die Maler. Burckhardt schreibt: „Als das Volk von Knidos in Delphi eine Halle mit Wandgemälden stiftete, gehörte wohl ein Unterweltscyklus mit allerlei Höllenstrafen schon zum üblichen Vorrat der Malerei, und die Maler, wie z. B. hier der große Polygnot von Thafos, waren recht eigentlich die Wissenden [man sah — nicht mit Unrecht — im Künstlergenie die Stätte göttlicher Offenbarungen]; den Knidiern aber mochte es auch recht sein, wenn der Bosheit auf Erden etwas bange gemacht wurde.

*) Burckhardt schreibt III, 294: „Es würde sich lohnen, den Sklaven der Poesie und seine Geschichte von Cumäus, dem Wächter des Agamemnon, den Pädagogen und Animen der Tragödie über den Davus hin bis auf Leporello und Figaro durchzugehn.“ Ich habe mit meinem Versuch in den drei Spaziergängen einen Anfang zur Lösung der Aufgabe gemacht, die Burckhardt hier stellt.

Man sah da einen Vatermörder, der von dem Ermordeten gewürgt wurde, einen Tempelräuber, dem ein weiblicher Dämon einen Trank eingab, von dem seine Züge scheußlich entstellt wurden, endlich einen wirklichen, mit Namen bekannten Teufel, den Eurynomos, von dem es hieß, daß er den Toten das Fleisch abfresse. Die, deren ganze Schuld darin besteht, daß sie sich nicht in die Mysterien haben einweihen lassen, werden nur damit gestraft, daß sie Wasser in zerbrochenen Gefäßen tragen müssen. Im Athen des vierten Jahrhunderts pflegten dann die Maler die Gottlosen im Hades darzustellen in Begleitung wenigstens von schrecklichen allegorischen Gestalten, von Fluch, Lästerung, Neid, Aufruhr und Hader.“ In welche Gemütsverfassung die schwächern Seelen durch solche Vorstellungen mit der Zeit gerieten, hat Plutarch in seiner Abhandlung über den Aberglauben beschrieben: „Wer die Götter nur noch fürchtet, der fürchtet dann alles: Erde, Meer, Luft, Stürme, Träume. Auch im Schlaf, der sonst den Sklaven seines Herrn vergessen macht, wird eine solche Seele verfolgt von peinigenden Bildern und Erscheinungen. Da fällt man den Beschwörern und Goëten und den Zauberweibern in die Hände. Wer nun unsre angestammten erhaltenden und gnädigen Götter nur noch fürchtet, der wird überhaupt keinen Gott mehr finden, den er nicht fürchten müsse. Der Abergläubische dehnt dieses Gefühl auch über den Tod aus und ist voll Sorge vor Leiden, die ohne Ende währen möchten; Pforten zum tiefen Hades sieht er sich öffnen, Abgründe gähnen und Feuerströme glühen; schreckliche Gestalten von Richtern und Züchtigern erscheinen, Stimmen lassen sich vernehmen. Jedes Ungemach, das einem solchen zustößt, bedeutet ihm einen Schlag der strafenden Gottheit. Da setzt er sich denn draußen in Lumpen hin, oder wälzt sich nackt im Schlamme und bekennt laut, was alles für Sünden und Nachlässigkeiten er begangen hat, wäre es auch nur, daß er dieses oder jenes Verbotne gegessen oder einen Weg betreten hätte, vor dem ihn die Gottheit gewarnt hat. Im besten Falle sitzt er daheim, umgeben von Opfern und Zaubermitteln, und alte Weiber kommen und hängen an ihn, wie an einen Kleiderhaken, was sie an Amuletten nur aufstreifen können. So fürchtet er denn bald die Artemis, bald den Apoll oder die Hera, ganz besonders aber die syrische Göttin, die jeden mit Geschwüren und Leberabzehrung verfolgt, der einmal Sardellen ißt.“

Nun, das war unter den ersten römischen Kaisern; in der klassischen Zeit haben sich die Griechen ihre Heiterkeit ja bewahrt. Aber ernstliche Besorgnisse wegen des Jenseits wurden auch damals doch schon vielfach gehegt, und allen lag daran, nach dem Tode vor gnädige und versöhnte Götter zu treten. Darum fanden die Weihe- und Sühnepriester großen Zuspruch, die sich Orphiker nannten und ihren Geheimkult an einen neuen Dionysos, den chthonischen, anknüpften, obwohl ihre Lehren und Gebräuche aus dem Orient stammten. Sie veranstalteten auch Straßenaufzüge, mit denen sie, bekränzt, Schlangen in den Händen schwingend, tanzend und heulend für ihre Sekte Reklame machten, und die Regierungen erlaubten dieses Treiben und verstaatlichten es zum Teil. Doch beschränkten sich die Orphiker nicht auf Außerlichkeiten, sondern predigten

und forderten innere Reinheit, Buße und Befehrung, indem sie die Forderung mit der Lehre von einer allgemeinen Sündhaftigkeit aller Menschen begründeten, von der die Griechen bis dahin nichts gewußt hatten. Wie viel nun von dieser neumodischen Frömmigkeit echt und wie viel heuchlerischer oder aus Gewinnsucht getriebener Humbug gewesen sein mag, das lasse sich, meint Burckhardt, heute nicht mehr ausmachen. Aber daß Euripides, ohne ausgelacht zu werden, den reinen Jüngling und ehrlichen Asketen Hippolytus auf die Bühne bringen konnte, scheine doch zu beweisen, daß das Ideal asketischer Sündenlosigkeit Eingang gefunden hatte und von einzelnen ernstlich erstrebt wurde. Die Eleusinen hingen zwar ohne Zweifel mit den orphischen Weiheskulten zusammen, werden aber von Burckhardt als eine ganz eigentümliche Schöpfung des athenischen Geistes geschildert, dem sich nichts andres vergleichen lasse. Die exoterische Feier war ein auf verschiedene Zeiten verteiltes großartiges Volksfest mit Aufzügen, Szenerien und dramatischen Darstellungen von solcher Schönheit, daß sich die Griechen etwas schöneres nicht vorstellen konnten. Den Stoff dazu lieferten bekanntlich die Schicksale der von Pluto geraubten Kore, die Klagen ihrer sie suchenden Mutter Demeter, die Einführung des Getreidebaus in Attika und die Wiederbelebung des zerrissenen Zachos oder Dionysos Zagreus. Vom esoterischen Bestandteile der Feier, der in einem großartigen und überaus schönen Gebäude, dem Anaktorion oder Telesterion, stattfand, wissen wir nichts, als daß Heiligtümer vorgezeigt wurden, daß den Eingeweihten ein großes Licht erschien, und daß diese Lichterscheinung der Schlusseffekt eines Vorgangs war, den Plutarch mit den Worten beschreibt: „Zuerst Irrgänge und mühevolleres Umherschweifen und bange, erfolglose Wanderungen in der Finsternis; dann unmittelbar vor dem Ende alle Schrecknisse: Schauder und Zittern und Angstschweiß. Da bricht ein wunderbares Licht hervor; freundliche Gegenden und Wiesen nehmen uns auf; wir hören Stimmen, schauen Tänze und empfangen einen feierlichen Eindruck von heiligen Worten und Erscheinungen.“ Also ein Ritus, der veranschaulicht, wie der Fromme durch das dunkle und mühevollere Erdenleben zu den Freuden des lichten Himmels aufsteigt. Daß uns nichts genaueres darüber berichtet worden ist, erscheint um so wunderbarer, als zuletzt alle Athener eingeweiht waren, und auch jeder Fremde in die Zahl der Mythen aufgenommen wurde, der einen athenischen Weihespaten stellen konnte; und diese Unzähligen, sie haben, bis auf Pausanias, alle geschwiegen, nichts von dem verraten, was sie geheim zu halten sich verpflichten mußten! Das so neugierige und neidische Griechenvolk, schreibt Burckhardt, „hat sich bekanntlich bis zur christlichen Zeit niemals unter irgend ein Banner gesammelt, um das Abydon eines Mysterientempels zu erstürmen. Daneben denke man sich die Lage eines Geheimdienstes in unsrer Zeit, um zu wissen, was dies heißen will.“ Weiterhin sagt er: „Nach Aristoteles gilt von allen Mysterien, daß der Geweihte nicht etwas zu lernen, sondern zu erleben habe. Auch wird als Gewinn nicht Erkenntnis gerühmt, sondern Stimmung, Lösung vom Gram wegen des früher Erlittenen, dann ganz besonders bessere Hoffnung des Geweihten wegen eines glücklichen

Lebensausgangs, da man nicht werde in Finsternis und Schlamm zu liegen kommen wie die Uneingeweihten. Laut einer dem Plato fälschlich zugeschriebenen Schrift haben im Jenseits unter den Seligen die Geweihten den Vorsitz und begehren auch dort ihre heiligen Bräuche — welche, erfährt man auch an dieser Stelle nicht. . . . Gewiß haben das [solche Hoffnungen, und die Bedingungen, unter denen ihre Erfüllung verheißen wurde] ernste Gemüter rein empfunden. Einmal, nach dem ersten Treffen Thrasybuls gegen die dreißig Tyrannen, hat die Erinnerung an Eleusis beruhigend gewirkt, indem der Mysterienherold eine schöne Versöhnungsmahnung aussprach und auf die großen Weisen als ein Band des athenischen Volks hinwies. So viel konnte zur Ehre von Eleusis immer gesagt werden, daß von allen Feinden, die in Attika eingefallen sind, kein einziger gewagt habe, dieses Heiligtum zu verletzen.“ Den ersten Angriff beklagt im zweiten christlichen Jahrhundert der Redner Aristides: es war — wahrscheinlich von Christen — Feuer im Anaktorion angelegt, „das Verborgne entblößt“ worden. Nach Marichs Einfall wird das Heiligtum nicht mehr erwähnt.

Während sich die hellenische Religion beim Volke mehr und mehr mit orientalischen Elementen füllte und demnach umwandelte, barbarisierte, fiel sie bei den Denkenden der Zerfetzung anheim. Wie nicht der Jüngling, sondern erst der gereifte Mann wieder die Kindesseele versteht, so verstand das jüngerlinghafte Griechenvolk der perikleischen Zeit seine eignen Götter nicht mehr. Man wußte nicht, daß diese und ihre Handlungen und Schicksale ursprünglich nur Symbole von Naturkörpern und Naturvorgängen gewesen und darum ihre Mordthaten und Ehebrüche ganz unanstößig seien. Man nahm großen Anstoß daran und forderte, daß von der Idee der Gottheit alles Unwürdige fern gehalten werde. Der erste, der jeden Anthropomorphismus verwarf und einen strengen und reinen Monotheismus verkündigte, war Xenophanes (etwa von 560 bis 480), von dessen Schriften sich allerdings nur dürftige Bruchstücke erhalten haben. Aus diesen erfährt man, daß er dem Homer und Hesiod vorgeworfen hat, sie hätten alles, was Menschen zur Schmach gereicht, wie Diebstahl, Betrug und Ehebruch, den Göttern angedichtet. Er lehrte, es sei gleich gottlos, die Götter für geboren, wie sie für sterblich zu halten; in jedem Falle müsse eine Zeit angenommen werden, wo sie nicht seien. Gegen den Anthropomorphismus überhaupt wandte er sich mit der Bemerkung, daß sich die Äthiopier ihre Götter schwarz und stumpfnasig, die Thrazier die ihren tödlich und blauäugig dächten, und daß, wenn die Löwen, Pferde und Ochsen zeichnen könnten, sie ihren Göttern Löwen-, Pferde- und Ochsengestalt geben würden. Der eine Gott aller Götter und Menschen sei den Menschen weder der Gestalt noch dem Verstande nach ähnlich; *ὄλος ὄρα*, *ὄλος δὲ νοεῖ*, *ὄλος δὲ ἔἄκουει*, ganz sieht, denkt und hört er, also sein Wesen ist Intelligenz, und er bedarf keiner Organe, die ihm sein allumfassendes Wissen erst vermitteln müßten. Unter den Dichtern war Pindar der erste, der lehrte, man dürfe von den Göttern nichts Unwürdiges weder denken noch aussagen. Es kam die fortschreitende Naturerkenntnis hinzu, die die immer noch fortbestehende Ver-

bindung zwischen den einzelnen Göttern und gewissen Naturkörpern oder Naturerscheinungen endgiltig löste. Anaxagoras entthronte den Helios, indem er lehrte, daß die Sonne eine glühende Masse irdischen Stoffs sei. Mehr noch, glaubt Nägelsbach, wird es ihm übel genommen worden sein, daß er die wunderbaren Vorzeichen, die im Leben der Alten und sogar in ihrer Politik eine so große Rolle spielten, natürlich erklärte. Dem Perikles, erzählt Plutarch, wurde einmal der Kopf eines Widders gebracht, der nur ein Horn hatte, und zwar mitten auf der Stirn. Der Wahrsager Lampon erklärte: „Jetzt giebt es noch zwei Mächtige in der Stadt, den Perikles und den Thukydides, aber die ganze Macht wird auf den einen übergehn, dem dieses Zeichen zu teil geworden ist.“ Da zerhieb Anaxagoras den Kopf und zeigte, wie das Gehirn die Seitenräume des Schädels leer gelassen und in der Mitte der Stirn zusammenfließend eine nach vorn gerichtete Spitze gebildet habe; das sei die Ursache der Monstrosität. Vielleicht wäre er trotz seiner Ketzerien nicht eingekerkert worden, wenn man in ihm nicht den Perikles hätte treffen wollen. Auch von dem ungefähr gleichzeitigen Diagoras, der als Atheist für vogelfrei erklärt wurde (er soll durch ein straflos gebliebenes Verbrechen zuerst an der Gerechtigkeit und dann am Dasein der Götter irre geworden sein), glaubt Nägelsbach, daß nicht die philosophische Lehre der eigentliche Gegenstand der Anklage gewesen sei, sondern sein Angriff auf den Kultus. Den samothrasischen Mysterien schrieb man die Kraft zu, daß sie die Teilnehmer vom Untergange im Schiffbruch bewahrten. Als nun Diagoras die Botivbildnisse der Geretteten im Heiligtum sah, spottete er: Die Ertrunkenen lassen sich eben nicht malen. Und in Beziehung auf die Eleusinien wird berichtet, er habe die Geheimnisse allgemein bekannt gemacht, geringschätzig davon gesprochen und vom Empfange der Weihen abgeraten. Protagoras sagte in einer Schrift, ein zuverlässiges Wissen von den Göttern sei an sich und wegen der Kürze des Menschenlebens so schwer zu erlangen, daß er nicht zu sagen vermöge, ob sie seien oder nicht seien (nach einer andern Quelle: wie sie seien oder nicht seien). An dieser Schrift haben die Athener das erste Beispiel einer Verbrennung ketzerischer Bücher gegeben. Wenn die Athener die Sophisten beschuldigten, durch die Untergrabung der Volksreligion auch die Sittlichkeit zu gefährden, wenn sie alle Philosophen für Sophisten erklärten und von ihrer Beschuldigung Männer nicht ausnahmen, die es sich gerade zur Lebensaufgabe gemacht hatten, durch Reinigung der Gottesidee auch die Sitten des Volkes zu bessern, so handelten sie nach demselben Grundsatz, den in der christlichen Zeit die orthodoxen Kirchen bei der Verteidigung ihrer in sittlicher Beziehung keineswegs unanfechtbaren Lehren befolgt haben, samt den Staatsregierungen, die den Kirchen ihren Schutz angedeihen ließen. Der Grundsatz heißt: *quieta non movere*, und er ist weder falsch noch unberechtigt. Die Sitten, Gewohnheiten und Glaubensmeinungen eines Volkes machen ein Ganzes aus, ein festverwachsenes Geflecht, das jeden einzelnen trägt und einhegt und sein Handeln zu einem großen Teile bestimmt. Der gemeine Mann handelt, abgesehen von Fällen, wo starke Leidenschaft oder Not ihn veranlassen, über die

Stränge zu schlagen, wie er die andern handeln sieht, und wie es hergebracht ist, und untersucht nicht, ob und wie weit dieses hergebrachte Handeln der Theorie seiner Religion entspricht oder widerspricht. Fängt er aber erst einmal an zu untersuchen, zu vernünfteln, dann steht ihm bald nichts mehr fest, und es fällt ihm gar nicht schwer, seine Berechtigung zu jeder Schandthat zu beweisen. Nicht den reinen Sinn des philosophischen Forschers, der aus den edelsten Beweggründen den Volksglauben kritisiert, eignet er sich an, sondern nur das Recht der subjektiven Entscheidung über alle Fragen der Theorie und der Praxis, und der in seinem Innern entscheidende Richter ist natürlich nicht eine höhere von Gott erleuchtete Weisheit, sondern seine höchst unerleuchtete Selbstsucht. Das sind die unvermeidlichen Gefahren jeder Kritik des Bestehenden. Die Richter des Sokrates sind allerdings wahrscheinlich nicht durch solche staatsmännische Erwägungen bestimmt worden, sondern durch die persönlichen Kränkungen, die sie von ihm erlitten hatten, indem er ihnen allen der Reihe nach zum Bewußtsein gebracht hatte, wie dumme Kerle sie seien, sie auch wohl öffentlich vor vielen Zeugen lächerlich gemacht hatte. Natürlich dürfen sich die Philosophen und die Forscher durch die von ihnen nicht gewollten übeln Folgen ihrer Kritik von dieser nicht abhalten lassen; jeder thue, was seines Amtes ist: der Staatsmann, der Kirchenmann suche das Bestehende zu halten, so lange es sich halten läßt, der Forscher, der Kritiker greife an, was er als schädlich, als unhaltbar oder der Erhaltung unwürdig erkannt hat; was die einander entgegengewirkenden Kräfte zuguterletzt zustande bringen sollen, das bestimmt die Gottheit.

Burckhardt schreibt die Verurteilung des Sokrates dem Aristophanes aufs Konto; so viele Jahre habe dessen Denunziation in den Wolken nachgewirkt, in denen er die ganze Philosophie als Wolkengebilde, als eiteln Dunst verspottet und speziell den Sokrates als sophistischen Jugendverderber charakterisiert hatte. Aber den Euripides hat er viel hartnäckiger und wütender befehdet, und diesem ist nichts geschahn. Das Verbrechen dieses Dichters war in den Augen des konservativ-patriotischen großen Satirikers, daß er die Zweifel, die das Gemüt der Gebildeten bewegten, auf die Bühne brachte, z. B. in den Worten des naiven Jünglings Ion: „Tadeln muß ich Phöbus wohl! Was fällt ihm ein? Jungfrau freit er mit Gewalt und läßt sie ziehn! Zeugt heimlich Kinder und verläßt sie sterbend! Strafen ja die Götter auch, wenn eins der Menschenkinder schlimm geartet ist; wie wär es billig, daß ihr uns Gesetze gebt und selbst gesetzeslos handelt?“ Es kommt nicht darauf an, ob es tiefer sittlicher Ernst oder Frivolität und Effekthascherei gewesen ist, was den Dichter bestimmt hat, den Widerspruch zwischen der Mythologie und den Forderungen der Sittlichkeit wirkungsvoll darzustellen; daß er im allgemeinen die Sittlichkeit gegen die Mythologie vertritt, kann nicht bestritten werden. Als das einzige sittlich anstößige unter seinen Stücken habe ich in den Spaziergängen die Bacchantinnen bezeichnet, weil der Dichter hier auf die Seite des Weingotts zu treten scheint, der den König Pentheus dafür, daß er sein Volk vor wüstem orgiastischem Treiben zu bewahren versucht, mit einem grausamen

Tode bestraft. Jetzt erst erfahre ich aus Nägelsbach, daß dieses Stück, das letzte des Dichters und erst nach seinem Tode aufgeführt, eine Palinodie bedeutet. Nachdem er schon in einem frühern Drama, von dem nur noch Bruchstücke übrig sind, gemahnt hatte, der Mensch möge sich nicht in seinem Verstandeshochmut für weiser halten als die Götter, habe er in den augenscheinlich gegen die Sophistik gerichteten Bacchen zeigen wollen, wie alles, auch das in mancher Hinsicht berechnigte Vernünfteln, an der Macht der Gottheit zu Schanden wird. Nach menschlichem Verstande that Pentheus wohl daran, daß er wilde Zügellosigkeit und den Kult eines weiblich üppigen neuen Gottes in seinen Staat nicht wollte eindringen lassen. Seine Schuld aber bestand darin, „daß er dieses sein menschliches Denken und Meinen der objektiven Wirklichkeit des Gottes gegenüber nicht aufgibt, daß er trotz dessen Wundern und Machterweisungen, in denen er sich als Gott bewährt, auf seinem Sinn beharrt. Nachdem Pentheus alle Vorstellungen des Gottes schände zurückgewiesen hat, beginnt dieser den hartnäckigen Frevler zu bethören; der vollberechtigte Gott siegt über des Menschen nun nicht mehr berechtigten Unglauben, und der Wahnsinn menschlicher Verstandesannäherung gegen den Realismus göttlicher Kräfte wird in wirklichen Wahnsinn verwandelt, der den vernunftstolzen König, noch bevor er untergeht, zum Gespötte macht.“ So hätte denn Euripides, ein umgekehrter Talbot („Unsinn, du siegst!“), sein reiches Leben und Streben mit einem credo, quamvis absurdum est geschlossen! Wie freilich Aristophanes, der in mehreren seiner Stücke den Hermes, in den Vögeln alle Götter des Olymp die lächerlichsten Rollen spielen läßt, sich für berufen halten konnte, Euripides gegenüber die Religion der Väter wieder zu Ehren zu bringen, ist schwer zu begreifen. Sein komischer Genius, denke ich mir, wird stärker gewesen sein als seine Frömmigkeit; fiel ihm ein guter Witz, eine komische Situation ein — und was kann es komischeres geben, als einen Gott in komischer Situation! —, so konnte er sich einen solchen Einfall nicht verkneifen, mochte dabei auch die Frömmigkeit zu Schaden kommen. Und da die Athener für ihr Leben gern lachten, so haben sie dem Dichter wegen seiner Götterpöffen nicht gezürnt; an einem Philosophen, der sie langweilte oder ärgerte, ihre Gottesfurcht durch ein Todesurteil zu bewähren, fiel ihnen nicht schwer; einem Komiker, der sie auf Kosten der Götter amüsierte, das Handwerk zu legen, haben sie sich wohl gehütet. Übrigens, meint Burckhardt, trauten sie wohl ihren Göttern ein so dickes Fell zu, wie sie selbst hatten.

So trennten sich denn die Volksreligion und das Denken voneinander, und je mehr sich dieses in den kleinen Kreisen der Philosophen von dem Treiben der Massen abwandte, desto roher und geistloser mußte jene werden. Die Geistlosigkeit verkörperte sich unter anderm in der Gestalt der Tyche, deren Kult überhand nahm. Nicht mehr von erhabnen Mächten wie Zeus und den Moiren dachte man sich das Menschenschicksal abhängig, sondern von einer launischen Glücksgöttin, die sich nicht wesentlich vom blinden Zufall unterschied. Indem sich dann jede Stadt ihre eigne Tyche beilegte, in deren Kolossalstatue sie sich selbst, ihren eigentümlichen Genius verherrlichte, wurde

der Tychekultus mehr und mehr zur eiteln Selbstanbetung. Die eleusinischen Mysterien dürften zuletzt die einzige Gelegenheit gewesen sein, bei der sich die Gelehrten und das Volk im Anschauen von Symbolen, die auf ein besseres Jenseits hinwiesen, eins zu fühlen vermochten. — Die griechische Religion, dürfen wir rückblickend sagen, entstand durch Absonderung aus der arischen Naturreligion und erfaßte frühzeitig das geistige, vernünftige und sittliche Wesen der Gottheit. Zur vollkommenen Gottesidee durchzudringen wurde sie gehindert durch die Erinnerung an ihren naturalistischen Ursprung und durch die allzuweit durchgeführte Vermenschlichung und Individualisierung der Gottheiten. Das edle und reiche Gemüt der Hellenen, das alle Blüten echten höhern Menschentums erzeugte, schmückte damit auch ihre Gottheit und legte bei fortschreitender Denkarbeit in deren Wesen und Walten alles, was der christliche Katechismus hineinlegt, aber da es keine religiöse Autorität und keinen von einer solchen abgefaßten Lehrkanon gab, so blieben die schönsten und tiefsten Gedanken der Denker und Dichter Meinungen einzelner, während die Volksreligion verwilderte und vielfach in einen sinnlosen Aberglauben ausartete, der trotz geschmackloser Häufung von Göttergestalten, Weihungen und Sühnezeremonien nicht zu gewähren vermochte, was man suchte: das Gefühl der Entsündigung und Erhebung über die Widerwärtigkeiten des Erdenlebens durch den zuversichtlichen Glauben an eine vernünftige Weltregierung und an die Lösung der Erdenwirren im Jenseits. Es fragte sich nun, ob der griechische Geist imstande sein werde, aus sich allein eine verbesserte Religion zu erzeugen, in der sich das Volk und die Denker aufs neue hätten zusammenfinden können.



Briefe eines Zurückgekehrten

8



Nute hörte ich in der Universitätskirche zu K einen berühmten Pfarrer und Professor über den Bergpredigtspruch predigen: Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besetzen. Es war die Rede von der Macht, die die Sanftmut übt, und es wurden natürlich die nächstliegenden Beispiele angezogen, die weltüberwindende Macht des Christentums und die Macht des Weibes. Ich dachte mir, daß in unsrer weltpolitischen Zeit auch noch andre Anwendungen hätten gemacht werden können. Daß kein Volk auf die Dauer mit Gewalt allein andre Völker beherrschen kann, daß es unsern deutschen Methoden, andre Völker zu beherrschen, vielfach an der ruhigen Sanftmut gebricht, die nicht der Ausdruck der Schwäche, sondern der größten Sicherheit des Willens und der vollsten Selbstbeherrschung ist, das wären sehr zeitgemäße